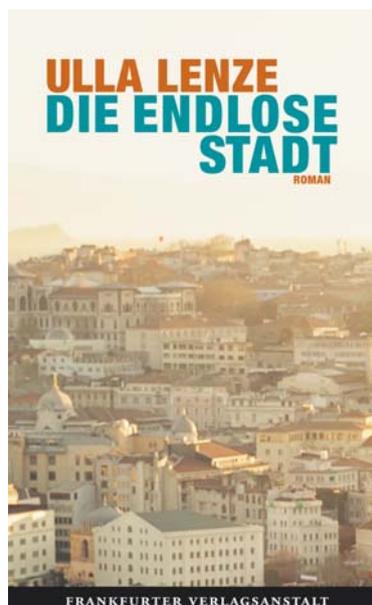


Leseprobe

Ulla Lenze
Die endlose Stadt
Roman

Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt 2015
ISBN 978-3-627-00210-7

S. 5-14 (Kapitel 1) & 55-61 (Kapitel 5)



ES GIBT BESTIMMT VIELE WEGE

Jemand kommt durch das Licht der tiefstehenden Sonne auf sie zu. Er bewegt sich ohne Hast, womit er ihr Stehenbleiben in ein Warten umdeutet. Sie lächelt widerstrebend. Kneift die Augen zusammen vor den Strahlen. Bis er vor ihr steht und sein Schatten auf sie fällt.

Es ist der, dem sie die vergangenen sechs Monate verdankt. Am Vortag haben sie sich die Hand geschüttelt, heute kaum Notiz voneinander genommen; nicht auf der Fähre, nicht im Topkapi-Palast oder im Museum of Modern Art. Er war Teil einer von Bodyguards umhüllten Entourage, die sich um den deutschen Außenminister scharte; alle in harmlos bunten Polohemden zu tiefensten dunklen Anzughosen.

Sie spürt, wie sich ihr Körper anspannt.

»Hallo«, sagt sie lässig.

»Hallo«, sagt er vergnügt.

Und dann zögern sie beide – eigentlich müssten sie ihre Namen kennen. Noch einmal fragen, das geht nicht.

»Möchten Sie nicht zur Sultan-Eyüp-Moschee?« Sie zeigt zu dem unruhigen Haufen aus dreißig deutschen und türkischen Künstlern und Kulturleuten drüben bei der Fähre.

»Nein, ich will heute nichts mehr erklärt kriegen«, sagt er.

»Sie?«

»Ich auch nicht.«

»Was haben Sie vor?«

»Einfach rumlaufen.« *Allein* wagt sie nicht zu sagen. Stattdessen schiebt sie die Sonnenbrille aus dem Gesicht. Sein Lächeln verliert die Vorsicht, schließt sich enger um sie.

Mit welcher Ausrede kommt sie von ihm los?

»Vorschlag«, sagt er und legt die Hand auf ihre Schulter. Sie dreht sich um und betrachtet gemeinsam mit ihm den kleinen Ort: pastellfarbene Häuser an einem Hügel, Minarette einer Moschee, ihr Blick folgt seiner ausgestreckten Hand. Kein Ehering – etwas, auf das sie erst seit kurzem achtet, auch bei Männern, an denen sie kein Interesse hat.

»Von oben kann man bis nach Istanbul schauen. Wollen wir das in Angriff nehmen?«

In Angriff nehmen. Dazu fallen ihr Rentenreformen, obere Tabellenplätze im Fußball ein. Spazieren gehen oder *einfach rumlaufen* nicht.

Seine Hand löst sich von ihrer Schulter; ihr Zögern hat er nicht bemerkt, er geht schon auf den Ort zu.

Sie spazieren durch eine Grünanlage, menschenleer und ein bisschen öde. Sie gleichen in diesen ersten Minuten ihr Wissen über Eyüp ab: viertwichtigster Pilgerort in der islamischen Welt, sonderbar versteckt hier am Ende des Goldenen Horns, und bis auf die Moschee und den Blick vom Hügel nach Istanbul wissen die Reiseführer, die sie gelesen haben, nichts zu empfehlen.

Es ist eher ein Schlendern, und das hat sie nicht erwartet, dieses langsame Gehen, das für jeden Schritt geradezu eine Entscheidung verlangt (das also nennt er *in Angriff*

nehmen). Doch nach jedem Versuch, das Tempo anzuziehen, ist sie ihm einen Meter voraus und er mitnichten bereit, aufzuschließen.

Die Hand im Nacken, dreht sie sich um und lächelt spöttisch. Er zieht fragend die Augenbrauen hoch, und sie stellt ihr Lächeln sofort ab.

Die Bilder vom Abend kehren zurück. Die großen Lichtlachen auf den gebohnerten Dielen des deutschen Generalkonsulats. Der Festsaal. Die Parfumverwehungen wie Schneegestöber, das einen mal hier und mal dort ins Gesicht trifft. Enge Kostüme, Form. Kontrollierte Haarspray-Helmfrisuren. Formen und noch mal Formen. »Das alles passt doch gar nicht«, hat sie gestöhnt, und ihre Sitznachbarn links und rechts aufzuwiegeln versucht: »Die haben doch keine Ahnung von Kunst oder von uns, um uns geht es nicht, es geht nur ...« – »Halt mal den Mund, Holle, bitte« – »... ums öffentliche Image.«

Und dann wurde der Mann, mit dem sie hier schlendern muss, ans Rednerpult gerufen: Wie viel die Stiftung ihm verdanke, ihm, dem Vorstandsmitglied einer großen Bau- oder Bankengruppe, sie hat es vergessen. Sie hatte sich nach draußen geschlichen und mit Celal telefoniert. Celal stand am Galataturm und sagte, er kriege, wenn er ihre Stimme höre, sofort eine Latte. »It is big like Galata Tower, baby!«

»Sieht aus wie Schnee«, sagt der Baugruppen- oder Bankenmensch und zeigt auf den Hang.

»Ja«, sagt sie. Es sind alte osmanische Gräber; sie weiß, dass er das weiß. Warum hat er sich ihr angeschlossen? Ist

sie ihm bereits aufgefallen, als die Künstler der Reihe nach vorgestellt und ihre wichtigsten Stationen verlesen wurden? Und während der Exkursion heute hat er nur auf eine Gelegenheit gewartet, mit ihr allein zu sein? Wohl kaum. Irgendetwas muss seine Aufmerksamkeit erregt haben, als sie eilig an Land sprang. Irgendetwas daran muss ihn verwundert haben, vielleicht sogar gestört.

Das ist das Wichtigste an ihr. Nicht, bei wem sie studiert hat, in welchen Galerien ausgestellt oder ihr Geburtsjahr. Dieses Abhauen. Deine Verlorenheit aufessen, hat Celal gesagt: »I want to eat your loneliness.« Denn sie hatte gesagt: »I am lonely most of the time.«

Ein Bursche mit einer Zwanzig-Liter-Wasserflasche auf der Schulter überholt sie. Sie gehen so langsam, als nähmen sie Rücksicht auf ihr schleppendes Gespräch, das sonst vollends abgehängt werden könnte. Er beginnt eine Unterhaltung über den Stadtverkehr in Berlin und Hannover, er sucht offenbar nach universalen und unverfänglichen Themen.

»Ich fahre Fahrrad«, sagt sie.

»Ist das nicht gefährlich in Berlin?«

Sie nickt.

Eigentlich würde sie ihn gerne zu seiner Arbeit befragen. Aber mit welchen Fragen gibt sie preis, dass sie Leute wie ihn nicht kennt, aber ihnen misstraut? Es gibt nicht einmal ein gemeinsames Thema, höchstens die angestrengte Suche danach.

Sie gehen an einem muslimischen Kopftuchgeschäft vorbei, an einer Bäckerei, deren Fenster von oben bis unten

mit Fladenbrot zugestopft ist, an Läden mit Schwämmen, Seifen, losen Kräutern und Tees. Sie steckt ihre Sonnenbrille in die Tasche.

»Haben Sie Lieblingsrestaurants in Berlin?«, fragt er.

»Wollen Sie mich zum Essen einladen?«

Er lacht leise. Aber kann dann gar nicht antworten. Er fragt ein paar Namen ab, Sternerrestaurants allesamt, und sie schüttelt, obwohl sie ein paar davon kennt, jedes Mal den Kopf.

»Vergessen Sie nicht, dass ich arm bin, das ist technisch gesehen die Grundlage unserer Bekanntschaft.«

Er lächelt wieder, aber nun erkennt sie Rückzug in diesem Lächeln. Ihre Direktheit ist ihm unangenehm. Das versteht sie sogar. Als müsse er sich entschuldigen für das, was er ist. Muss er ja auch.

Die Geschäfte wiederholen sich, noch immer durchstreifen sie das Seifen-Schwämme-Kräuter-Viertel. Eine verschleierte Frau hält ihr Kleinkind, die Hose heruntergezogen, über einen Strauch.

Sie richtet ihren Blick auf die Auslagen, geht näher – er folgt ihr, stellt sie erleichtert fest –, sie betastet die harte Oberfläche einer graugrünen Seife, riecht daran. »Das ist Olivenölseife aus Aleppo«, erklärt sie fachmännisch, »davon nehm ich gleich zwei.«

Sie betreten ein Ladenlokal mit dunkler Holzvertäfelung, alten, fast vergessenen Gerüchen nach Heu und Harz, trockenen Sommern, Apotheke. Aus den Jutesäcken quellen Gewürze und Kräuter. »Merhaba.« Ein alter Herr begrüßt sie mit einer leichten Verbeugung. Hinter ihm Glaskaraf-

fen mit Rosenknospen, aus denen man Tee machen kann. Ihr Begleiter betrachtet versonnen eine alte Truhe aus Mahagoni.

»Schön hier, nicht?«, fragt sie.

»Ja«, bestätigt er, »ganz wunderbar!«

»In der Istanbuler Innenstadt verschwinden diese Läden, das wissen Sie, ja?«, hört sie sich sagen. »Stattdessen die multinationalen Firmenmonster, die ihr Filialnetz über die gesamte Welt werfen. Douglas, Body Shop, Starbucks, H&M, Restaurant Nordsee. Ja, in der Istiklal Caddesi gibt es jetzt ein Restaurant Nordsee. Alles wird gleich, und überall passiert das Gleiche.«

Was sie sagt, das weiß doch jeder. Sie hustet, mit dem Husten will sie ihn davon abhalten, zu antworten. »Besser?«, fragt er, als sie endlich das Ablenkungsmanöver beendet und auch das Glas Wasser trinkt, das ihr der alte Mann reicht. Auch Celal ist so fürsorglich. So hat sie ihn kennengelernt, als sie am ersten Abend nach ihrer Ankunft durch die nächtlichen Gassen streifte und bei seinem Eckimbiss ankam, den er gerade schließen wollte. Sie war hungrig. Er sah ihr das an, dabei stand sie nur unschlüssig herum und betrachtete verstohlen den schönsten Türken der Welt. Er kochte ihr Spaghetti mit hausgemachtem, sehr öligem Pesto, nachdem sie erklärt hatte, »I'm vegetarian, you know«. Er setzte sich zu ihr an den kleinen Bistrotisch. Die Kacheln ringsum waren beklebt mit DIN-A4-Ausdrucken, blitzlichtige Aufnahmen von Chicken-Döner, Hot Dog, Pizza und Manti, Turkish Ravioli. Sie schauten einander an, denn sein Englisch reichte nicht wirklich für eine Unterhaltung, und er strich sich verlegen immer wie-

der sein langes schwarzes Haar zurück. Als er nach ihrer Telefonnummer fragte, konnte sie sich mit der Wahrheit herausreden, sie habe noch keine türkische SIM-Karte, und in ihre Mailadresse baute sie absichtlich einen falschen Buchstaben ein.

Vom gespielten Hustenanfall ein bisschen geschwächt, nimmt sie die Seifen entgegen, der Verkäufer hat sie in schönes Seidenpapier gewickelt.

Er verbeugt sich wieder.

»So orientalistisch, nicht wahr?«, spöttelt sie, aber ihr Begleiter weiß nicht, dass sie nur in Anführungszeichen von Orient und Okzident redet, anders als er, der ihr sofort zustimmt und von Istanbul als Brücke zwischen Ost und West schwärmt. Seit Monaten diskutiert sie mit den anderen Künstlern über dieses Problem des Schwärmens und wie damit künstlerisch umzugehen sei. Ob sie die Klischees dieser Stadt berücksichtigen müssen, um über sie hinausführen zu können, oder sich ganz auf ihren eigenen unbestechlichen Blick verlassen. Machen wir Kompromisse oder Kunst?, lautet die selbstkritische Kernfrage.

Und dann hat sie noch die Sache mit Celal begonnen. Wie ein deutscher Rentner mit einem Thaimädchen (der deutsche Rentner ist in diesem Fall sie). Sie selbst macht diese Witze, wenn auch nur, damit die anderen sie nicht machen.

Ihr Begleiter nun redet über all das hinweg, was so hochproblematisch ist. Die Verschmelzung, sagt er, sei so gelungen, dass man oft gar nicht wisse, auf welchem Kontinent man jeweils sei, schließlich befinde sich Eyüp doch

auf der europäischen Seite und sei recht volkstümlich, und auf den Prinzeninseln wiederum, in Asien also, sei es wie in einer mecklenburgischen Sommerfrische vor hundert Jahren, mit den hübschen weißen Holzvillen und Pferdekutschen.

»Ach«, seufzt sie, »Orient und Okzident, eines Tages werden diese Begriffe überholt sein wie Neger und Fräulein.«

»Orient und Okzident sind geographische Bezeichnungen, daran ist nichts falsch«, sagt er nach einer Pause.

»Und wie können die dann verschmelzen? Erdteile verschmelzen nicht. Sie verwenden diese Begriffe also als Kulturbezeichnungen, und das hat etwas, entschuldigen Sie, Kulturhegemoniales.«

Wieder entsteht eine Pause. Sie sieht einem Pingpongspiel entgegen, das sie mühelos gewinnen wird.

Die Türglocke scheppert, ja, er hält ihr die Tür auf. Sie schaut ihn an, sprachlos und verletzt.

»Wir wollen doch heute nichts mehr erklärt kriegen«, sagt er.

Sie ist verwirrt, betrachtet aufmerksam ihre Umgebung – die Bettlaken, die zum Trocknen von Fenster zu Fenster gespannt sind, die Katze, die um die Ecke gleitet –, und auch er schweigt, aber schaut manchmal zu ihr hin.

Sie findet sich erst wieder, als sie aus seinem Blick gerät, sie stapft hinter ihm das osmanische Gräberfeld hoch, gewissermaßen spielt er jetzt den Anführer, männlich zügig plötzlich, einmal dreht er sich um und prüft, wo sie bleibt. Es dunkelt nun auch. Sie laufen über zerbrochene Grabplatten und durch einen Wald aus hellen, menschengroßen

Stelen, die unter den Jahrhunderten ins Kippen geraten sind, in ein Muster aus Zuneigung und Abkehr. Lebensdaten und Namen in Arabisch. Wilder Wein und irgendein Gestrüpp rauschen in der Dämmerung wie ausgeschüttete Flüssigkeiten über Grabplatten und Wege.

Er steigt eine schmale, bröckelnde Steintreppe hoch, dreht sich um und schaut sie an, sagt nichts, geht weiter, sagt dann: »Es muss noch einen anderen Weg geben als diesen.«

»Es gibt bestimmt viele Wege. Es gibt sogar eine Seilbahn.«

»Aber Sie wollten doch laufen«, sagt er.

»Ja, doch«, sagt sie.

Und dann wieder Schweigen. Es ist anders als das Schweigen zu Anfang, das eher ein suchendes, tastendes Schweigen war. Ihre Belehrungen im Seifengesundheitsladen sind ihr inzwischen peinlich, sie würde nun gerne eine Erklärung anbringen, aber in seinem ganz dem Aufstieg verpflichteten Körpermodus lässt er ihr keine Möglichkeit, überhaupt nur darauf zu sprechen zu kommen.

Sie klettern mühsam über Gestrüpp. Er dreht sich um und reicht ihr die Hand. Sehr zarte Haut.

Er nimmt die nächsten Stufen beherzt, seine Füße stecken in dunkelblauen Mokassins, nackt, gebräunt. Sie verlässt die Treppe und bewegt sich leise durchs Unterholz, spürt das klebrige Kitzeln von Spinnweben in ihrem Gesicht. Will sie, dass er sie vermisst und dann sucht? Wie albern. Sie kehrt um. Er steigt weiter aufwärts, hat nichts bemerkt, sie zieht das Tempo an und bewegt sich wieder hinter ihm her, keuchend.

Er wartet oben an einem Plateau auf sie, vor einem umgefallenen Grabstein, der erschöpft gegen eine verwitterte Mauer lehnt. Er schaut in die Ferne. Istanbul liegt im letzten Licht des Tages. Sterne treten am dunkelblauen Himmel hervor. Er lächelt ihr zu, aber es ist das geduldige Lächeln für Aufsichtsratssitzungen, die schlecht laufen, Verhandlungspartner, die nicht spüren.

»Geht's?«

»Ja«, sagt sie atemlos.

»Machen Sie keinen Sport?«

»Doch, und Sie?«

»Keinen. Bis auf Waffensport.«

Er lächelt, als amüsiere er sich über sie, die brav ein skeptisches Gesicht schneidet.

Sie denkt an Celal, an Celals Knarren. Keine Sportwaffen. Warum sie in diesen stillen Wettbewerb mit diesem Unbekannten tritt? Nur einmal hört das kurz auf. Sie gehen Seite an Seite über einen fast stockdunklen Pfad, den er mit seinem Handylicht ausleuchtet, der Weg ist nicht ganz breit genug für zwei. Ihre Arme wischen kurz aneinander. Und dann streifen sie sich wenig später noch einmal, wie eine Impfauffrischung.

Die Erinnerung an die warme Haut wiederholt sich eine Weile in ihrem Bewusstsein, den ganzen Abstieg lang – der leichter ist als der Aufstieg. Sie erreichen den Hafen pünktlich, und nachdem er ihr seine Karte gegeben hat, sortieren sie sich wieder in ihre Gruppen ein. Dr. Christoph Wanka, so heißt er.

FIVE-STAR SLUM

Nachts lag Theresa im Licht, das aus den Wohnungen gegenüber kam. Kurz vor dem Einschlafen öffnete sie die Augen. Prüfte, ob die Lampen noch brannten oder ob sämtliche Nachbarn mit einem Mal Rücksicht auf sie nahmen. Das Traumreich mit seinen Wundern war schon zu nah.

Am Tag suchte sie in Holles zurückgelassenen Dingen nach einem Tuch, das sie vors Schlafzimmerfenster spannen konnte. Holle hatte alles Persönliche in drei Kisten verstaut. Theresa erlaubte sich anfangs nur, in die obere Schicht zu greifen, aber dann tauchte ihre Hand tiefer. Hauptsächlich Müll. Dinge, von denen Holle sich offenbar nicht trennen konnte, deren Ende sie nicht einsah: eine fast leere Tube Mosquitoabwehrcreme, zerbrochene Räucherstäbchen (eher Krümel), ausgeleierte Haargummis (in einem hing ein langes dunkles Haar), angeknabberte Kugelschreiber, benutzte Fahrkarten, Papierservietten mit Restaurantaufdrucken, ein Heftchen mit durchgekauften Nikotinkaugummis, die wieder in die Packung zurückgeklebt worden waren. Eine Muschel. Tiger Balm gegen Kopfschmerzen.

Theresa redete sich ein, noch einen Sari finden zu können, oder einen breiten Baumwollschal. Aber Holle besaß zum

einen fast nichts Indisches, und sie trug Konfektionsgröße 34/36, was sie in eine hoheitsvolle Andersheit rückte. Sie schien Wert zu legen auf gute, hochwertige Stoffe und Verarbeitung. Keine Massenware. Pariser und New Yorker Modelabel. Die Dessous waren winzig und aus elfenbeinweißer oder schwarzer Spitze. Ein Teil der Kleidung hing auf dem Wäscheständer. Sie war erstaunlich nachlässig drapiert, die Ärmelenden der zierlichen transparenten Blusen nicht herausgepult. Theresa tat es für sie.

Das Atelier betrat Theresa nicht. Wenn sie daran vorbeikam, es lag auf dem Weg zur Küche, blieb sie manchmal kurz stehen wie vor einem Menschen, der nicht unterhaltsam war, aber den man deswegen nicht komplett ignorieren durfte. Sie drückte manchmal die Stirn an das Milchglas und versuchte etwas zu erkennen.

Sie fand in einer Kiste eine Fotografie und fragte sich, was sie da sah. War das ein Abglanz von Holle? Diese fremden Menschen, die aber, da Holle das Bild aufbewahrte, nicht fremd waren. Theresa meinte, durch das Bild über Holle etwas zu verstehen, aber es gelang ihr nicht, darüber nachzudenken. Das Bild zeigte eine südländische Familie, die auf einer Bergalm stand, untergehakt, lebendig, frisch, als machten sie kurz Pause von einem Tanz. Dieses Lachen. Sie lachten alle ein und dasselbe Lachen. Der Vater war ein kleiner dürrer Mann in viel zu großem Anzug, die Mutter trug einen weiten, knöchellangen Rock, eine blumenbestickte Weste und ein Kopftuch, rustikal unter dem Kinn geknotet. Die junge Frau trug Jeans mit modischkaputten Stellen und festliches Make-up. Der Sohn steckte in einem Jogginganzug aus türkisblauer Fliegerseide, was

aber ebenfalls festlich wirkte, er hatte ein gutes Gesicht, einen guten Körper, er konnte alles tragen. Die Familie war von einer Einheit, als existierten sie stets irgendwo inmitten der Natur, alles gehörte auf eine Weise zusammen, die Theresa verstehen ließ, weshalb Holle das Bild bei sich führte. Hatte Holle das Bild aufgenommen? Sie fotografierte keine Menschen. Auch auf den Bildern, die Theresa auf dem Boden der Kiste zu fassen bekam, waren nur jene öden, leeren Stadtlandschaften, die bereits über Teheran, Istanbul, Odessa im Netz kursierten. Erst als sie näher hinsah, entdeckte sie Menschen. Viertelmenschen. Körperteile. Einen Ellbogen. Einen Arm. Einen Hinterkopf in einem wegfahrenden Taxi. Oder in so weiter Ferne, dass sie mit der Landschaft verschmolzen. Am Rand eines müllverseuchten Ödlands trotteten zwei Gestalten an einer Mauer entlang. Alles war verkokelt, war grau, schwarz und ein bisschen silbrig, wo der Himmel sich in den Pfützen spiegelte, doch er war dunkel und warf sich über die Landschaft wie eine feuerlöschende Decke. Ein Gefühl von Apokalypse und letzte Überlebende. Diese Bilder aus Mumbai wirkten wie das exakte Gegenstück zum Familienbild auf der grünen Alm.

Einige Bilder widmeten sich dem Müll. Der Müll wurde nicht bloß dokumentiert, sondern als Erschaffer inszeniert. Es waren beklemmende, in sich gekehrte Bilder. Straßenzüge und Wohnblocks so fotografiert, als seien sie aus Müll geschaffen, als gebe Müll die Form vor. Der Müll schlingerte die Mauern hoch. Der Müll faulte in den Abwasserlachen.

Und es stimmte ja. Der Müll war in dieser Stadt ein Element wie Erde, Luft und Wasser. Er wurde nicht bloß hingegenommen. Er wurde vermehrt. Er wurde ausgesät. Er war beliebt. Er erzeugte Triumphgefühle. Er war ein Dokument des Fortschritts. Verpackungsmaterial bewies schließlich Kaufkraft und Lust am Konsum.

Das Aufkommen von Müll hatte erst mit der Liberalisierung des indischen Marktes in den Neunzigern begonnen. Neue Konsumgüter trafen im Land ein und Konsumgewohnheiten. Was man benutzt hatte, ließ man zu Boden fallen. Es war eine aufgeblätere Stadt, winkende und raschelnde Stadt, voller Unruheherde und Flüsterer. Chips-tüten, zerbeulte Coca-Cola-Dosen, Zigarettenschachteln, Einwickelpapier. Eine Textur entstand, eine Schrift, ein Archiv: Abfall, in allen möglichen Stadien, staubig, schmutzig, pelzig, verschimmelt, neu. Man sah die Schichtungen der Zeit, und man sah die anderen, ihre Spuren. Man trat mit jedem Schritt in die Gemeinschaft der vielen fremden Selbste ein, die ihre Konsumgewohnheiten in Form ihres Abfalls bekanntgaben. Man zeigte einander, was man aß, was man trank, es war anonym, und zugleich war es erstickend nah und intim. Die feuchte Hitze schob einem Aromen in die Nase von Vergorenem, Verschimmeltem, allen möglichen Resten. Die Hitze löste Schweiß aus dem Körper. Osmose. Vereinigungen. Es gab kein Entkommen. Und wenn das einmal geschehen war, wenn man das einmal verstanden hatte, kam diese Stadt immer überallhin mit. Bis in den letzten Winkel der Welt. Mumbai war jetzt keine Stadt mehr, Mumbai war eine Allegorie.

Holle schien sehr plötzlich abgereist zu sein. Im Kühlschrank standen Packungen, die nur noch mit kleinen Resten gefüllt waren, einem letzten Schluck Milch, ein Krümel Käse, ein fast ganz heruntergelöffeltes Nutella-glas. Waren das Geschenke an Theresa? Oder, und zu dieser Erklärung tendierte sie, gehörte Holle zu den Leuten, die sich vor dem Entsorgen drückten, die immer noch ausredenhaft einen kleinen Rest zurück in der Packung ließen? Sich vor Definitivem scheuten? Vor Schnitten. Entscheidungen. Endlichkeiten.

Oder setzte sich das Anhäufen auf den Straßen unbewusst in ihrem Kühlschrank fort, eine Replik, eine Unfähigkeit, sich anders zu verhalten als das da draußen? Theresa entsorgte alles in einer Tonne im Hof, die dann von den hungrigen Menschen unten in den Straßen durchstöbert würde. Es war doch hier denkbar einfach, dachte sie, und als sie ihren Gedanken bemerkte, kratzte sie sich am Arm und setzte dann ihre Schnüffelei fort.

Sie blätterte durch einen Wust aus Fahrkarten (Berlin–Hannover–Berlin), Taxiquittungen, Belegen, Papierservietten und merkte schließlich, dass die Rückseiten beschrieben waren.

Du wirst zur Stadt, sobald du sie betrittst. Dein Körper verändert sich, weil diese Stadt vor nichts haltmacht. Die Luft erst atmen können, wenn man zur Stadt wurde. Die Angst, sich zu verlieren, der Wunsch, sich aufzulösen.

Du weißt plötzlich, und du weißt anders als vorher. Der Körper weiß, es geht bis in den Bauch hinein, in die Atmung; das, sage ich, ist Wissen.

Die Stille im Slum ist auch die Stille eines Verstummens. Jeder Gedanke weiß, dass er nur sich selbst denken will, um den Ort nicht denken zu müssen. Seine Unmöglichkeit.

Man weiß am Ende nicht, was einem in dieser Stadt widerfahren ist. Die abendländischen Parameter nicht verraten wollen und ihnen doch misstrauen als zu leicht erworben.

Was gilt?

Überleben in dieser Stadt ist eine Sache des Zufalls.

Das gefiel ihr. Sie überlegte, ob Orte wie Mumbai, wo das Überleben Zufall war, nicht auch die Grenzen von Kunst ans Licht brachten. War Kunst sozialkritisch, war sie keine Kunst mehr, sondern Botschaft. War sie autark, wurde sie höhnisch.

Sie kannte das aus der eigenen Arbeit. Manchmal war eine Sache das, was sie war, nur in ihrem Alleinsein und Unbekanntsein. Richtete man eine Kamera darauf oder goss es in die Erzählkonvention der Reportage, energetisierte man es mit der Bedeutung des Publikums, seinen Normen, Urteilen. Ganz beiläufig richtete man das, was man zeigen wollte, durchs Zeigen zugrunde. Vielleicht gehörte zu einer Entdeckung, dass sie sich nicht teilen ließ? Die Abwesenheit von allem hatte das Entdecken ermöglicht, und es galt, diese Abwesenheit zu wahren. Ein Widerspruch. Man will etwas zeigen, aber ist angewiesen auf die Missverständnisse, die notwendigen Unschärfen der bereitstehenden Formen, die das Gezeigte korrumpieren.

Sie erinnerte sich an die Momente als Reporterin, von denen nie jemand etwas erfahren hat. Licht. Augen. Ein Zug, durch den der sonnenheiße Wind braust. Es waren

noch drei Kinder dabei. Fünf, sechs und neun. Brüder. Sie fuhren zum Schuheputzen zum Churchgate-Bahnhof. Sie hatten an ihren Füßen keine Schuhe. Sie hoben Therasas Schal vom Boden auf, als er von der Bank, in der Vibration des Zuges, herabrutschte. Die Kinder wussten alles. Sie wussten, was wir niemals wissen würden (sie sprach plötzlich zu Holle), und minutenlang aber gewährten sie mir einen Aufenthalt bei ihnen. Hoben mir den Schal auf und legten ihn zurück auf die Bank und verabschiedeten sich, und ich wusste, sie blieben ab jetzt immer bei mir. Diese Kinder sind immer da. Ich kann diese Kinder nicht vergessen. Sie wären erst dann weg, wenn ich von ihnen erzählen würde.

Das Handy summte. Theresa hoffte auf einen Werbeanruf, aber es war August Burglander. Sie hatte ihm gestern per SMS ihre neue Nummer mitgeteilt. Und das Übliche damit in Gang gesetzt. Expertentouren, Insiderwissen, einen leisen Wettkampf.

»Du bist wieder hier?«

»Ich bin wieder hier.«

August lachte, sie wusste nicht, wieso. Es schien ein verlegenes Lachen.

»Was hast du diesmal vor?«

Sie nannte ihm die Themen. Zwei waren mit Redaktionen abgesprochen. Sie hörte August seufzen, und sie erklärte ihm schnell – das ärgerte sie, ihre Eile –: »Natürlich ein spezielles Thema zu Dharavi, nicht allgemein, über den berühmtesten Slum Indiens gibt es schon genug.«

Da war oft dieses Defensive ihm gegenüber. Sie nahm ihre